

Christian von Scheve und Maximilian Dehne

Anomie und Gefühl: Zur Diskrepanz zwischen kultureller Modellierung und sozialer Strukturierung von Emotionen in der Gegenwart

Erschienen in: In Mixa, E., Pritz, S.M., Tumeltshammer, M., Greco, M. (Hg.), *Un-Wohl-Gefühle. Eine Kulturanalyse gegenwärtiger Befindlichkeiten* (pp. 23-43). Bielefeld: transcript.

Einleitung

Die Soziologie befasst sich seit ihrem Beginn mit dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft. Wie bestimmen gesellschaftliche Verhältnisse und Veränderungen das Leben der Menschen und wie bringen Menschen selbst diese Verhältnisse und deren Wandel hervor? Zum einen werden diese Fragen aus einem sozialtheoretisch-analytischen Interesse untersucht. Dabei geht es, vereinfacht gesagt, um die Beobachtung, dass Gesellschaft dem Einzelnen zwar als objektive Wirklichkeit gegenübertritt, sie zugleich aber durch das ‚handelnde Zusammenwirken‘ Einzelner überhaupt erst hervorgebracht wird. Zum anderen geht die Soziologie diesen Fragen mit dem Interesse nach, wie gesellschaftliche Verhältnisse die konkreten Lebensbedingungen von Menschen beeinflussen. Mit den ‚gesellschaftlichen Verhältnissen‘ sind dabei all jene Umstände gemeint, die für das Dasein und alltägliche Miteinander weiter Teile einer Bevölkerung bestimmend sind. Dazu gehören z.B. die Verbreitung und Nutzung von Technologien (soziale Netzwerke, Fernsehen), die Institutionen der Bildung und Ausbildung, politische Programme, das Verhältnis der Geschlechter oder die Verteilung von Einkommen und Vermögen. Mit den ‚Lebensbedingungen‘ sind dabei nicht nur die objektiven Chancen und Möglichkeiten der gesellschaftlichen Teilhabe – bzw. die Abwesenheit derselben – gemeint, sondern zunehmend auch die subjektiven Erfahrungswirklichkeiten und Befindlichkeiten der Menschen. So gehören Untersuchungen des Wohlbefindens, des Stresserlebens und allgemein der physischen und psychischen Gesundheit in Abhängigkeit der sozialen Lage zum Kanon soziologischer Forschung.

Ein zentraler Aspekt dieser ‚sozial strukturierten‘ Erfahrungswirklichkeit ist das Empfinden von Gefühlen und Emotionen. Und auch diese Einsicht ist nicht neu. Sie gehört, etwa mit Simmel (1901/1983) und Durkheim (1897/1987), zum Gründungsinventar der soziologischen Wissenschaft. Jedoch hat die Soziologie die Gefühle der von ihr untersuchten Akteure im Laufe des 20. Jahrhunderts weitgehend aus den Augen verloren und sie erst etwa ab den 1970er Jahren wieder entdeckt. Heute gehören Studien zu den Zusammenhängen von

sozialer Lage und Gefühlserleben zum festen Inventar der Soziologie. In der breiten Öffentlichkeit sind solche Untersuchungen vermutlich aus der Forschung zum ‚Glücksempfinden‘ oder zur ‚Lebenszufriedenheit‘ bekannt; Gefühle, die regelmäßig auf ihre Abhängigkeit von Einkommen und Vermögen geprüft werden.

Neben dieser sozialstrukturellen Sicht eröffnet die Emotionssoziologie aber noch eine zweite zentrale Perspektive, nämlich die der kulturellen Prägung und Bedeutung von Emotionen. Wie wir Gefühle wahrnehmen, deuten und zum Ausdruck bringen, ist kulturell und historisch überaus variabel. Soziale Praktiken, Werte und Überzeugungen bestimmen zudem, welcher Status bestimmten Gefühlen in der Gesellschaft zukommt. Scham etwa ist eine in der indonesischen Kultur alltägliche Emotion. Sie zum Ausdruck zu bringen, wird in vielen sozialen Situationen erwartet und eingefordert (Röttger-Rössler 2004). Westliche Gesellschaften zeichnen sich hingegen durch die fast vollständige Abwesenheit von Scham in der Öffentlichkeit aus (Scheff 1988). Ebenso können bestimmte Gefühle ‚Konjunktur‘ haben, andere hingegen in den Hintergrund gedrängt werden. So galt die Melancholie lange Zeit als Anzeichen von Nobilität und Seriosität (Böhme 1988). Wer heute zur Melancholie neigt, wird vermutlich zum Arzt geschickt.

In diesem Beitrag möchten wir diese beiden emotionssoziologischen Perspektiven zur Analyse von Gefühlen in der Gegenwartsgesellschaft zusammenführen. Dazu bedienen wir uns eines klassischen soziologischen Rüstzeugs, dem Konzept der ‚Anomie‘, wie es von Emile Durkheim (1897) und später Robert K. Merton (1938) entwickelt wurde. Obgleich Anomie in der Literatur unterschiedlich definiert wird, kann es allgemein als ein Leiden an sozialer Regel- und Orientierungslosigkeit verstanden werden. Dieses Leiden kommt zustande durch ein Auseinanderdriften von sozialen Normen und Konventionen und den Mitteln, derer es Bedarf, um diesen Regeln gerecht zu werden. Darauf aufbauend widmen wir uns kurz in einem Theorieüberblick den beiden skizzierten emotionssoziologischen Paradigmen. Sodann stellen wir aktuelle Befunde aus der eigenen Forschung zur sozialen Strukturierung von Gefühlen in der deutschen Gegenwartsgesellschaft dar, die anschließend in Bezug gesetzt werden zu aktuellen Diagnosen der Emotionskultur moderner Gesellschaften. Wir schließen unseren Beitrag mit einem kurzen Fazit.

Theorien der Anomie¹

¹ Dieser Abschnitt basiert maßgeblich auf einem Kapitel der in Bearbeitung befindlichen Dissertationsschrift des zweiten Autors.

In diesem Abschnitt diskutieren wir zunächst die klassischen Anomietheorien Durkheims und Mertons und wenden uns dann exemplarischen Arbeiten der Forschungsgruppe um Wilhelm Heitmeyer zu, die Anomie unter den spezifischen Bedingungen von Modernisierungsprozessen diskutieren. Dabei legen wir besonderes Augenmerk auf die Bedeutung von Emotionen (vor allem Angst und Unsicherheit) in diesen Theorien.

Anomie als Regellosigkeit: Emile Durkheim

Durkheim verwendet den Begriff der „Anomie“ zunächst 1893 in seinem Werk *Über die Teilung der sozialen Arbeit*. Zentral wird die Anomie dann in seiner Studie *Der Selbstmord* (1897/1987), in der Durkheim vier Typen unterscheidet: den egoistischen, den altruistischen, den fatalistischen sowie den anomischen Selbstmord. Letzterer zeichnet sich dadurch aus, „dass er nicht von der Art und Weise bestimmt ist, in der der einzelne mit seiner Gesellschaft verbunden ist, sondern von der Art, in der diese ihre Mitglieder reguliert“ (ebd.: 296). Er entsteht somit daraus, dass das Handeln der Menschen „regellos wird und sie darunter leiden“ (ebd.). Unter Anomie können demnach diejenigen sozialen Rahmenbedingungen und Prozesse verstanden werden, die Durkheim als Ursache für die als anomisch bezeichnete Form des Suizids gelten.

Zentral für das Verständnis der Ursachen des anomischen Selbstmords ist Durkheims Menschenbild. Der Mensch sei aufgrund seiner reflexiven Fähigkeiten und dem daraus resultierenden Vorstellungsvermögen in der Lage, eine schier unendliche Vielzahl individueller Bedürfnisse sowie immer höhere Ansprüche zu entwickeln (ebd.: 281). Ein solcher „Homo Nimmersatt“ muss auf Dauer notwendigerweise leiden, denn „unbegrenzte Wünsche sind ex definitione nicht zu befriedigen; und nicht ohne Grund wird diese Unersättlichkeit als ein Krankheitssymptom angesehen“ (ebd.). Das daraus resultierende Problem ist Durkheim zufolge, dass ein Mangel an klaren und erreichbaren Zielen die Menschen zu „ewiger Unzufriedenheit verdammt“ (ebd.: 288f.). Weil der Mensch nun von sich aus nicht in der Lage sei, sich solche erreichbaren Ziele zu setzen, bedürfe er „externer Kräfte“, die seine Bedürfnisse einschränken. Diese Kräfte sieht Durkheim in der Gesellschaft und ihrer sozialen Ordnung, die die legitimen Ansprüche hierarchisch vorschreibt.

Soziale Normen regulieren hier die als legitim angesehenen Bedürfnisse und Anspruchsniveaus verschiedener sozialer Gruppen und gewährleisten auf diese Weise in ‚normalen Zeiten‘ eine soziale Ordnung, in der jeder weitgehend mit seinem Status zufrieden ist. Dieses Gefüge kann im Zuge sozialen Wandels allerdings aufbrechen: „Wenn indes in der Gesellschaft Störungen auftreten, sei es infolge schmerzhafter Krisen oder auch infolge

günstiger aber allzu plötzlicher Wandlungen, ist sie zeitweilig unfähig, dieser Funktion [Autorität zu zeigen] zu genügen“ (ebd.: 287). Durkheims Kernargument ist also die Annahme stets zu unendlichem Wachstum tendierender Ansprüche, was ohne gesellschaftliche Beschränkung notwendigerweise zu Frustration – und schließlich Suizid – führe.

Soziale Ordnungsgefüge, die entsprechende Ansprüche und Ziele legitimieren und regulieren, können durch rapiden sozialen Wandel aus den Fugen geraten, sodass die soziale Regulation hinterherhinkt. In Zeiten von Krisen und Rezessionen, die durch materielle und immaterielle Verluste gekennzeichnet sind, fehlt soziale Regulation vor allem als Orientierung (ebd.: 288). Ähnliches lässt sich jedoch auch für Zeiten schnellen Aufschwungs sagen: „Man weiß nicht mehr, was möglich ist und was nicht, was noch und was nicht mehr angemessen erscheint, welche Ansprüche und Erwartungen erlaubt sind und welche über das Maß hinausgehen“ (ebd.: 288). Diese Beispiele verweisen auf zwei auf die Anomie bezogene Argumente: Wandel kann einerseits dazu führen, dass Bedürfnisse ins Endlose wachsen und Frustration hervorrufen (Aufschwung). Andererseits bringt Wandel aber auch Ungewissheit und Verunsicherung hervor, die mit dem Fehlen von sozialen Normen verbunden sind sowie mit Ungewissheit im Hinblick auf die soziale Positionierung und die Angemessenheit von Bedürfnissen. Vor allem dieser zweite Aspekt erscheint für die Zusammenhänge von Emotionen und sozialer Lage bedeutsam, spiegelt er doch in gewisser Weise die Annahme von Kontingenzängsten wider. Diese Angst beruht darauf, dass im Zuge der Sozialisation erworbene Vorstellungen legitimer Ansprüche und Erwartungen durch sozialen Wandel durcheinander geraten und ihre Gültigkeit in Frage gestellt wird.

Weitere Hinweise auf das Konzept der Kontingenzangst finden sich in Durkheims Ausführungen zur Sozialstruktur und der Bedürfnisregulation. Weitgehend unabhängig von sozialem Wandel sieht Durkheim seine Erklärung des anomischen Selbstmords dadurch bestätigt, dass ärmere Regionen und niedrigere sozioökonomische Lagen vergleichsweise geringe Suizidraten aufweisen. Mit dieser Argumentation findet ein Wechsel der erklärenden Mechanismen weg von einem Hysteresis-Effekt der Verzögerung zwischen strukturellen und kulturellen Veränderungen hin zu einer rein strukturellen Argumentation statt: „Wenn die Armut gegen den Selbstmord schützt, dann eben darum, weil sie hemmend wirkt. Was man auch tut, immer müssen die Wünsche in gewissem Sinne mit den gegebenen Mitteln rechnen. Was man hat, gilt zum Teil als Ausgangspunkt für das, was man haben möchte. Die Folge ist, daß, je weniger man hat, um so weniger man versucht ist, den Bogen seiner Wünsche zu überspannen“ (ebd.: 290). In diesem Zusammenhang finden sich auch Andeutungen, die

strukturell bedingte Möglichkeiten mit epistemischer Kontrolle und Kontingenzzangst verbinden: „Der Horizont der unteren Schichten ist zumindest durch diejenigen begrenzt, die Ihnen übergeordnet sind; und dadurch sind ihre Bedürfnisse eher abzusehen. Aber diejenigen, die über sich nur die Leere haben, verlieren sich fast mit Notwendigkeit darin, wenn keine Macht sie zurückhält“ (ebd.: 295).

Obgleich sich gezeigt hat, dass Angst (insbesondere Kontingenzzangst) als analytisch tragfähige Komponente in Durkheims Theorie betrachtet werden kann, fokussiert er vor allem den Aspekt der Frustration als Folge von Unterregulation. In der soziologischen Rezeption der Theorie verhält es sich jedoch zumeist umgekehrt. Hier wird im Hinblick auf die subjektiven Konsequenzen von Anomie vor allem Orientierungslosigkeit hervorgehoben. Eine Ursache liegt sicher darin, dass die Frustrationskomponente der Anomie stark an das von Durkheim angenommene Menschenbild gekoppelt ist, das in der modernen Soziologie kaum mehr vertreten wird. Die Komponenten Orientierungslosigkeit und Kontingenzzangst hingegen sind deutlich anschlussfähiger an moderne Verständnisse.

Anomie als Ziel- und Mitteldiskrepanz: Robert K. Merton

Robert K. Merton gilt als Vertreter der zweiten klassischen Anomietheorie. Auch hier lässt sich der Frage nachgehen, inwiefern sich Anknüpfungspunkte für ein Verständnis der Zusammenhänge von Lebensbedingungen und subjektivem Erleben finden. Eine Schwierigkeit dabei ist, dass Mertons Interesse kaum dem subjektiven Erleben gegolten hat, dessen nähere Bestimmung er der Psychologie überlassen hat. Andererseits verweist Merton immer wieder auf subjektive Befindlichkeiten und zählt unter anderem Angst explizit zu denjenigen Emotionen, die mit Anomie in Verbindung stehen (Merton 1938: 680). Durch die Analyse der von ihm beschriebenen Randbedingungen und Mechanismen von Anomie lassen sich zumindest drei Anknüpfungspunkte für die Auseinandersetzung mit Emotionen (und insbesondere Angst) rekonstruieren.

Zunächst lassen sich die grundlegenden Elemente in Mertons (1963) Ansatz bestimmen, deren Zusammenspiel zur Erklärung sozialer Prozesse und dem Entstehen von Anomie notwendig sind. Wesentlich ist hier die Unterscheidung von Kultur und Sozialstruktur. Die Sozialstruktur ist durch unterschiedliche Verfügbarkeit von Mitteln gekennzeichnet, während für die kulturelle Struktur zwei Aspekte besonders relevant sind: Zum einen beinhaltet sie Vorstellungen von bestimmten Zielen, zum anderen definiert sie Normen im Hinblick auf die legitimen Mittel, die für die Erreichung dieser Ziele zum Einsatz kommen. Dementsprechend verstehen wir Anomie hier vor allem im Rückgriff auf

den etymologischen Kern des Begriffs primär (und wie bei Durkheim) als einen Zustand der Regellosigkeit. Dabei lassen sich unterschiedliche Zustände und Prozesse ausmachen, die für das Entstehen von Anomie zentral sind. Folgendes vereinfachtes Ablaufmuster kann dazu festgehalten werden: Sofern bestimmte Ziele kulturell stark betont werden, (a) kann dies oder der Umstand, dass die legitimen Mittel zu ihrer Erreichung sozialstrukturell bedingt nicht in ausreichendem Maß vorhanden sind dazu führen, dass (b) Normen zur legitimen Erreichung dieser Ziele nicht länger anerkannt werden, sodass (c) daraus ein Zustand der Regellosigkeit resultiert. Eine solche Trennung von Anomie als Zustand der Regellosigkeit und ihren Bedingungen ist notwendig, um die emotionsrelevanten Aspekte in Mertons Theorie eingehender rekonstruieren zu können.

Als Ausgangstatbestand der Anomie kann mit Merton ein gesellschaftlicher Zustand verstanden werden, der bestimmte Ziele unterstreicht während die legitimen Mittel, die zu ihrer Erreichung verwendet werden sollen, weniger betont werden. Die daraus resultierende Problematik eines gesellschaftlichen Ungleichgewichts lässt sich in folgender Frage zusammenfassen: “Which of the available procedures is most efficient in netting the culturally approved value? The technically most effective procedure, whether culturally legitimate or not, becomes typically preferred to institutionally prescribed conduct. As this process of attenuation continues, the society becomes unstable and there develops what Durkheim called ‘anomie’ (or normlessness)” (Merton 1963: 135). So sieht Merton beispielsweise die US-amerikanischen Gesellschaft seiner Zeit durch eine starke Betonung des materiellen Erfolgs gekennzeichnet, ohne dass dieser eine gleichwertige Betonung der zu seiner Erreichung legitimen Mittel gegenüberstünde.

An anderer Stelle präzisiert er sein Verständnis von Anomie weiter: “Insofar as one of the most general functions of social organization is to provide a basis for calculability and regularity of behavior, it is increasingly limited in effectiveness as these elements of the structure become dissociated. At the extreme, predictability virtually disappears and what may be properly termed cultural chaos or anomie intervenes” (Merton 1938: 682). Zum einen beschreibt Merton Anomie hier als einen Zustand der Regellosigkeit, der daraus resultiert, dass Mitglieder einer Gesellschaft Mittel- bzw. Verhaltensnormen aufgrund einer zu starken Betonung von Zielen nicht länger anerkennen. Zum anderen findet sich hier insofern ein Anknüpfungspunkt für Gefühle (im Besonderen Kontingenzangst), als dass das Verhalten Anderer aufgrund dieser fehlenden Anerkennung von Normen schwer vorhersehbar wird.

Weitere Hinweise auf Emotionen und insbesondere Kontingenzangst finden sich in

dezidiert sozialstrukturellen Komponenten Mertons Theorie. „Anomie is [...] conceived as a breakdown in the cultural structure, occurring particularly when there is an acute disjunction between the cultural norms and goals and the socially structured capacities of members of the group to act in accord with them“ (Merton 1963: 162). Die Möglichkeiten, kulturelle Ziele mithilfe allgemein akzeptierter Mittel zu erreichen, sind demnach sozial ungleich verteilt, d.h. die Chancen schwinden, je weniger solcher Mittel zur Verfügung stehen. Damit ergibt sich ein zunächst naheliegender Bezugspunkt konkreter Emotionen: Akteure, die nicht über die nötigen legitimen Mittel verfügen, müssen befürchten, kulturell vorgegebene Ziele nicht zu erreichen. Daraus lässt sich zum einen die Annahme ableiten, dass Angst infolge variierender Mittelverfügbarkeit sozialstrukturell ungleich verteilt sein kann. Zum anderen unterliegt die Entstehung von Angst aber auch dem Einfluss kultureller Deutungsmuster, die Art und Wichtigkeit von Zielen bestimmen. Je stärker etwa die kulturelle Betonung von Zielen ausgeprägt ist, desto größer sollte demnach auch die empfundene Angst sein, bei Merton vor allem Status-Angst (ebd.: 150). Insgesamt kann Mertons Position hier wie folgt interpretiert werden: Je niedriger die sozialstrukturelle Position ist und je stärker materielle Ziele kulturell betont werden, desto größer ist die konkrete Angst, diese Ziele nicht erreichen zu können.

Aus dieser Perspektive ergibt sich ein dritter Anknüpfungspunkt zum Verständnis des Zusammenhangs von Lebensbedingungen und Emotionen, denn Akteure in oben beschriebenen Situationen stecken in einem Dilemma: Was auch immer sie unternehmen, sie können nicht gleichzeitig ihre Ziele und die legitimen Mittel als Orientierungspunkte aufrechterhalten. Solche Situationen produzieren Ungewissheit, indem sie Neubewertungen von Zielen und Mitteln implizieren. Die Situation einer Diskrepanz zwischen Zielen und der Verfügbarkeit von legitimen Mitteln kann insofern auch als eine Ursache von Kontingenzangst in Bezug auf die Gültigkeit von Zielen und Mitteln beschrieben werden.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass sich in Mertons Theorie Anhaltspunkte für die sozialen Ursachen und Konsequenzen von Angst finden lassen, wobei drei Varianten von Angst ausgemacht werden können: Sie taucht auf als konkrete Angst um die Erreichung von materiellen Zielen, als Kontingenzangst in Bezug auf die Gültigkeit der Elemente der kulturellen Struktur sowie als Ungewissheit über das Verhalten Anderer. Im Hinblick auf die Ursachen und Konsequenzen dieser Ängste können spezifische Konstellationen der kulturellen Betonung und des sozialstrukturellen Vorliegens von Mitteln und Zielen gelten, wobei sich ein spezifisches Zusammenspiel

ergibt: Diskrepanzen zwischen kulturell vermittelten Zielen und der sozial ungleich verteilten Verfügbarkeit von Mitteln, um sie zu erreichen, führen zu konkreter Angst. Gleichzeitig entsteht Kontingenzangst im Hinblick auf die Frage, ob die Ziele oder die Mittelnormen aufrechterhalten werden sollen. Dieser Konflikt wird je nach relativem kulturellem Betonungsverhältnis (auch in den verschiedenen Strata) zu einer der beiden Seiten hin aufgelöst. Die massive gesellschaftliche Verbreitung einer spezifischen Form der Bewältigung dieses Konflikts, der Entwertung von Mitteln, führt zu Anomie und Kontingenzangst im Sinne eines Verlusts der Vorhersagbarkeit des Verhaltens Anderer.

Anomie und Modernisierungsprozesse: Wilhelm Heitmeyer

In der modernen Sozialforschung vertritt vor allem Heitmeyer (1997) einen Ansatz, der beansprucht, die theoretischen Konzepte Durkheims und Mertons weiterzuentwickeln und für die Analyse anomischer Tendenzen in Gegenwartsgesellschaften fruchtbar zu machen. Dieser Ansatz kann insofern auch als vielversprechend für Untersuchungen der Zusammenhänge von (objektiven) Lebensbedingungen und Emotionen bewertet werden. Das Konzept der Anomie wird darin geeigneter Ausgangspunkt zur Analyse von Gesellschaften betrachtet, die vor allem durch „schnelle, ungerichtete, ungleichzeitige und widersprüchliche Entwicklungen“ gekennzeichnet sind und starke anomische Tendenzen aufweisen, die Probleme der Sozial- und Systemintegration mit sich bringen (Bohle et al. 2004: 59). Verunsicherung stellt dabei einen zentralen Bezugspunkt der Beobachtungen dar: „Bisher dominierende kulturelle, religiöse und familiale Orientierungsmaßstäbe sind ins Schwanken geraten, das Misstrauen in die Funktionsfähigkeit der Demokratie steigt, Zukunftsängste machen sich in immer stärkerem Maße breit, zumal die soziale Ungleichheit rapide wächst. Der rasante gesellschaftliche Wandel in den letzten Jahren [...] hat zu einer grundlegenden Verunsicherung und Ratlosigkeit geführt, die alle Bereiche der Gesellschaft durchdringen und deren individuell wie kollektiv zerstörerische Folgen bislang kaum angemessen wahrgenommen und diskutiert wurden“ (Heitmeyer 1997: 10).

In der Diskussion beziehen wir uns im Folgenden vor allem auf einen Aufsatz von Bohle, Heitmeyer, Kühnel und Sander (2004). Das darin vertretene Anomiekonzept verstehen die Autoren, wenngleich dabei Durkheims Überlegungen eine zentrale Rolle spielen, vor allem als Weiterentwicklung von Mertons Ansatz, wobei sie zwei Modifikationen vorschlagen, um das Konzept für gegenwärtige Gesellschaften furchtbar zu machen. Erstens halten sie eine Erweiterung des Spektrums möglicher Ziele für notwendig. Demnach sollten Ziele „allgemein Erwartungen und Bestrebungen in bezug auf das persönliche Leben, in

bezug auf soziale, politische, ökonomische Verhältnisse sowie auf die Verfassung der natürlichen Umwelt“ (ebd.: 56) umfassen und auch sämtliche Reaktionen auf Ziel-Mittel-Diskrepanzen – etwa Fremdenfeindlichkeit oder psychosomatische Krankheiten – in Rechnung gestellt werden. Zweitens schlagen sie eine Differenzierung gesellschaftlicher Sphären vor, wobei Anomie nicht notwendigerweise als gesamtgesellschaftliches Problem, sondern als auf bestimmte gesellschaftliche Teilsysteme oder Bevölkerungsgruppen bezogenes Phänomen relevant ist. Anomie bedeutet in dieser Perspektive „die Diskrepanz zwischen den spezifischen Zielsetzungen von Personen/Bevölkerungsgruppen und den spezifischen Begrenzungen des Funktionssystems, auf das sich die Ziele richten“ (ebd.: 56).

Den Autoren zufolge lassen sich Modernisierungsprozesse (auch) als Kohäsions-, Struktur- und Regulationskrisen mit je unterschiedlichen subjektiven Wahrnehmungs- und Handlungsfolgen verstehen, die als Anomiekomponenten gelten können. Die Kohäsionskrise zeichnet sich durch eine Schwächung sozialer Bindungen und die fehlende Einbettung in feste Strukturen aus. Dadurch werde sowohl die Verbindlichkeit von Normen unterminiert als auch das Aushandeln neuer Regeln verhindert, sodass die Absehbarkeit sozialer Standards abnehme und die Wahrscheinlichkeit von Regelverstößen steige. Kohäsionskrisen führen den Autoren zufolge zu Isolation und Suizid, „zumindest aber zu Identitätsstörungen und Entfremdung“ (ebd.: 51). Strukturkrisen verweisen auf ein Auseinanderfallen von kulturellen Zielen und sozialstrukturell gegebenen Mitteln. Zusätzlich beziehen die Autoren Koordinations- und Abstimmungskonflikte mit ein, die zum Beispiel aus der gleichzeitigen Einbindung in verschiedene Bereiche einer funktional differenzierten Gesellschaft resultieren (ebd.). Regulationskrisen beziehen die Autoren auf die geringe Fähigkeit oder Bereitschaft von Gesellschaften, das Streben und Verhalten ihrer Mitglieder ‚zu steuern‘. Hier verweisen sie sowohl auf Durkheims Vorstellung, nach der der Einzelne klar definierter und freiwillig anerkannter Ziele bedarf, als auch auf Mertons Argument einer zu starken Betonung bestimmter Ziele. Bohle und seine Mitautoren (2004) nehmen zum einen an, dass die kulturelle Überbetonung einzelner Ziele bzw. Werte „die gesellschaftliche Regulierung der menschlichen Antriebskräfte unterminiert“ (ebd.: 47), weil der Motivationsdruck zur Erreichung dieser Ziele die Bereitschaft zum Regelbruch erhöht. Ebenso problematisch sei es, wenn eine Gesellschaft ihre Regeln nicht durchsetzt. Die Autoren postulieren hier, dass der gegenwärtige „kulturelle Pluralismus mit seinen freiheitsverheißenden Möglichkeiten wiederum ein strukturelles Hindernis bei der Durchsetzung allgemeiner Regeln“ sei (ebd.: 48). Wie bei Durkheim und Merton findet sich Orientierungslosigkeit auch in diesem Konzept als zentrale Folge von Regulationskrisen und anomischen Bedingungen.

Anhand der konkreten Bezugnahme auf Modernisierungsprozesse und die dadurch gekennzeichnete Gegenwartsgesellschaften ist vielfach die These geäußert worden, dass die genannten krisenhaften Entwicklungen zu einer mehr oder weniger steten Zunahme von Anomie und den entsprechend angenommenen subjektiven Befindlichkeiten geführt haben, die Lange (2007) in einem Überblicksartikel zu den Arbeiten der Forschergruppe um Heitmeyer als „anomischen Schatten der Moderne“ bezeichnet. Bildet Angst bei Heitmeyer nur einen Teilaspekt einer Beschreibung der Gegenwart, die moderne Gesellschaften massiven anomischen bzw. Desintegrationstendenzen ausgesetzt sieht, so betrachten andere Gegenwartsdiagnosen gerade eine Angstzunahme und ein hohes Angstniveau als ein zentrales Merkmal postmoderner Gesellschaften (etwa Bauman 2000).

Soziologie der Emotionen: Zwei Traditionen

Die Soziologie der Emotionen hat weitreichende Zusammenhänge zwischen sozialer Struktur, Kultur und Emotionen postuliert. Dabei lassen sich grob zwei Forschungstraditionen unterscheiden. Kulturelle Ansätze sehen die Verbindung von Gesellschaft und Gefühlen in erster Linie im Bereich kultureller Deutungsmuster, die das Erleben von und den Umgang mit Emotionen maßgeblich prägen. Sozialstrukturelle Ansätze betonen, dass das Entstehen von Emotionen wesentlich von der Position der Akteure im makrosozialen Raum beeinflusst wird. Obgleich in beiden Traditionen unterschiedliche Verständnisse und Definitionen von Emotionen dominieren, stehen sie insgesamt eher in einem sich wechselseitig ergänzenden Verhältnis zueinander.

Sozialstruktur

Strukturelle Ansätze gehen von Annahme aus, dass die sozial differenzierte Verteilung ökonomischer, kultureller sowie sozialer Ressourcen und die symbolischen Fremd- und Selbstzuschreibungen, die mit unterschiedlichen Statuspositionen einhergehen, für die soziale Strukturierung von Emotionen ursächlich sind (Barbalet 1998). Insofern postulieren solche soziologischen Emotionstheorien ursächliche Zusammenhänge zwischen der sozialen Lage und dem Erleben – zum Beispiel der Häufigkeit und Intensität – bestimmter Emotionen (Turner 2010). Sozialstrukturelle Emotionstheorien interessieren sich daher weniger für Fragen der Bedeutung von Emotionen und des individuellen und gesellschaftlichen Umgangs mit Emotionen, sondern vorwiegend für ihre sozialen *Entstehungsbedingungen*.

Dabei spielt vor allem die soziale Ungleichheit eine tragende Rolle. Mit Blick auf „Status“ und „Macht“ als Dimensionen sozialer Ungleichheit wurden diese Zusammenhänge

vor allem von Kemper (2006) untersucht. Zwar bezieht sich Kemper vor allem auf Interaktionssituationen, unterstellt jedoch zugleich systematische Auswirkungen der gesellschaftlichen Verteilung der Ressourcen Status und Macht auf das Emotionserleben (ebd.: 109). Kempers theoretischer Ansatz lässt sich dahingehend interpretieren, dass hohe Status- und Macht-Konzentrationen tendenziell mit positiven Emotionen, geringe Mengen bzw. Verluste mit negativen Gefühlen wie Ärger, Angst und Furcht einhergehen (Kemper 2006).

Weitere Hinweise auf die Zusammenhänge zwischen sozialer Lage und Gefühlen finden sich bei Houser und Lovaglia (2002), die mit Verweis auf unterschiedliche Statuspositionen sozialstrukturelle Effekte auf Emotionen unterstellen, insbesondere in der Interaktion in Gruppen. In dieser Status-Kompatibilitätstheorie der Emotionen (Houser/Lovaglia 2002) wird angenommen, dass vor allem die mit hohen Statuspositionen einhergehenden Ressourcen und Opportunitäten zu positiven, die soziale Kohäsion fördernden Emotionen führen, wohingegen die Restriktionen niedriger Statuspositionen ausschlaggebend für negative, desintegrative Emotionen wie Angst und Ärger sind.

Auch Barbalet (1998) postuliert ursächliche Zusammenhänge zwischen der sozialen Lage und negativen Emotionen, insbesondere dem Ressentiment. Er geht davon aus, dass die kontinuierliche Bewertung der objektiven und symbolischen Lebensumstände als unangemessen, ungerecht(fertigt) oder unterprivilegiert tendenziell zu negativen Emotionen führt, wobei die Handlungsrestriktionen, die aus mangelnden Ressourcen resultieren, die negativen Emotionen spezifizieren.

Ähnliche Zusammenhänge werden von Gerechtigkeitstheorien postuliert, die in unteren Gesellschaftsschichten ein hohes Maß an negativen Emotionen wie Wut und Ärger in Reaktion auf als ungerecht empfundene gesellschaftliche Verhältnisse vermuten (Hegtvedt/Markovsky 1995). Wird Ungerechtigkeit nicht konkret erlebt, sondern lediglich antizipiert, wird vornehmlich Angst als resultierende Emotion zugeschrieben, etwa in Form von Statusängsten oder der Angst vor sozialem Abstieg.

Auch in epidemiologischen Studien finden sich Hinweise auf die Zusammenhänge zwischen sozioökonomischem Status und der physischen wie psychischen Gesundheit. Dabei werden immer wieder negative Stimmungen und Gefühle als vermittelnder Mechanismus angenommen (Matthews/Gallo 2011). Niedrige Statuspositionen konnten in US-amerikanischen Studien mit einem hohen Grad an depressiven Symptomen und Angstempfinden in Verbindung gebracht werden, die sich wiederum auf die Gesundheit auswirken (ebd.).

Kultur

Kulturelle Ansätze der Emotionssoziologie unterscheiden sich von sozialstrukturellen Perspektiven besonders darin, dass sie weniger die sozialen Entstehungsbedingungen von Emotionen in den Blick nehmen als vielmehr den Fragen nachgehen, welche kulturellen Deutungsmuster Sinn und Relevanz von Emotionen bestimmen, welchen Normen und Regeln Emotionen und ihr Ausdruck unterliegt, welche sozialen Praktiken das Emotionserleben rahmen und schließlich, welche kognitiven und körperlichen Strategien zur Regulation von Emotionen eingesetzt werden. All diese Aspekte lassen sich zwar analytisch trennen, sind in der empirischen Wirklichkeit aber aufs engste miteinander verwoben.

An dieser Stelle sollen kurz einige einschlägige Konzepte und Theorien dargestellt werden, die hilfreich sind, um die Emotionskultur gegenwärtiger (westlicher) Gesellschaften zu beschreiben. Zum einen haben sich zwei Begriffe als zentral für die soziologische Emotionsforschung gezeigt: Gefühlsregeln und Emotionsarbeit. Beide gehen auf Hochschilds (1983) Arbeiten zurück und bezeichnen zum einen soziale Normen und Regeln, die das Erleben und den Ausdruck von Emotionen in bestimmten Situationen rahmen. Emotionsarbeit meint zum anderen die bewusste Regulation und Modifikation von Emotionen mit dem Ziel, das Empfinden oder ein bestimmtes Ausdrucksverhalten (zum Beispiel die Mimik) an soziale Anforderungen und Erwartungen anzupassen. Obgleich sich Hochschilds Studien ursprünglich auf Gefühlsregeln und Emotionsarbeit im Bereich der Erwerbsarbeit beziehen, sind die Konzepte mittlerweile vielfach in empirischen Studien unterschiedlicher Felder angewandt worden (Wharton 2009). Auch hat sich Hochschild (1983) zunächst auf Emotionsarbeit in organisationalen Kontexten („emotional labor“) konzentriert, ihr Forschungsfeld dann aber auf den Kontext Familie und Geschlechterverhältnisse ausgedehnt. Mittlerweile findet sich in der Soziologie und ebenso in der Psychologie ein breites Spektrum an Arbeiten, die die Idee der Emotionsarbeit aufgegriffen und weiter spezifiziert haben. Dabei nehmen Studien zur Emotionsregulation vorwiegend die psychischen oder dyadisch-interaktiven Prozesse der Modulation von Emotionen in den Blick (Gross/Barrett 2011), Arbeiten zum Emotionsmanagement untersuchen die vielfältigen Strategien, anhand derer Akteure die Emotionen anderer regulieren oder beeinflussen (Sieben 2007).

Beziehen sich Gefühlsregeln auf bestimmte Situationen, so lassen sich auch situationsunabhängige Wertungen und Bewertungen von bestimmten Emotionen zeigen. In der Sozialpsychologie wird diese Wertschätzung oder kulturelle „Sichtbarkeit“ von Emotionen etwa mit dem Begriff des „ideal affect“ umschrieben (Tsai 2007), also Gefühlen

und Emotionen, die in einer Gesellschaft als besonders erstrebenswert gelten und deren Empfinden sich Akteure als Ziel setzen. In der soziologischen (und historischen) Forschung wird mit dem Begriff der „emotionalen Praktiken“ (Scheer 2012) in Anlehnung an Bourdieu ein von Akteuren weitgehend unhinterfragter „Vollzug“ von Emotionen unterstellt, der sich in historisch variablen und sozial wie kulturell differenzierten Mustern des Empfindens und „Ausagierens“ zeigt. Dazu zählen etwa charakteristische nonverbale Ausdrucksmuster ebenso wie die Art und Weise, über Emotionen zu sprechen oder zu schreiben.

Eine konzeptuelle Verbindung vor allem zwischen diesen sprachlichen Ausdrucksmustern von Emotionen und dem „tatsächlichen“ emotionalen Erleben findet sich in Reddys (2001) Konzept der „emotives“, mit denen er Prozesse an der Schnittstelle von sprachlich-performativer Emotionalität und dem subjektiven Gefühlsempfinden bezeichnet. Emotives werden in Reddys Theorie flankiert von dem Begriff des „Emotionsregimes“, mit dem er Konglomerate von Gefühlsregeln, Praktiken und emotives bezeichnet, die für ein bestimmtes politisches System kennzeichnend sind. Hier findet sich folglich eine wichtige Verbindung zwischen den gesellschaftlichen Lebensbedingungen – verstanden als symbolisch-normative Ordnung – einerseits und dem Erleben von Emotionen andererseits.

Die kulturellen und normativen Deutungsmuster, die Emotionen und das Gefühlsempfinden konstituieren und kennzeichnend sind für bestimmte Praktiken und Emotionsregime, werden vor allem durch diskursive Aushandlungsprozesse und symbolische Repräsentationen geformt, wie sie in den Künsten, der Politik, der Wirtschaft oder den Wissenschaften zu beobachten sind und durch Medien einer breiten Öffentlichkeit zugänglich werden.

Gegenwartsdiagnosen I: Sozialstruktur und Emotion²

Nachdem der vorangegangene Abschnitt die emotionssoziologischen Grundlagen zum Verständnis der sozialstrukturellen und kulturellen Prägung von Emotionen geschaffen hat, werden wir in diesem Abschnitt einige ausgewählte empirische Studien diskutieren, die die soziale Strukturierung von Emotionen in gegenwärtigen Gesellschaften analysiert haben. Auf diese Weise erhalten wir erste Einblicke, wie die (objektiven) Lebensbedingungen die Emotionen von Akteuren zu prägen vermögen und welche Gefühle in besonderem Maße von der sozialen Lage abhängen. Insgesamt ist festzustellen, dass empirische Analysen der sozialen Strukturierung von Emotionen vergleichsweise überschaubar sind, dennoch wichtige

² Teile der Darstellung haben wir vorangegangenen eigenen Arbeiten entnommen, insbesondere Rackow et al. (2012) sowie von Scheve (2014).

Erkenntnisse zur Strukturierung von Emotionen bieten. Collett und Lizardo (2010) haben Zusammenhänge zwischen beruflichem Status und der Häufigkeit des Empfindens der Emotion Ärger in den USA analysiert. Die Ergebnisse ihrer Studie zeigen einen U-förmigen Zusammenhang zwischen dem beruflichen Status und dem Erleben von Ärger: Je niedriger die berufliche Bildung zunächst ist, desto häufiger empfinden die Befragten Ärger. Mit zunehmender Dauer der beruflichen Bildung sinkt dann die Häufigkeit des Ärgererlebens, um dann schließlich ab einem bestimmten Punkt wieder anzusteigen.

In ähnlicher Art und Weise hat Schieman (2003), ebenfalls basierend auf Daten für die USA, Zusammenhänge zwischen Alter, Bildung und dem Ärgerempfinden untersucht. Seine Befunde zeigen, dass mit zunehmendem Alter die Häufigkeit des Ärgererlebens abnimmt und dass dieser Zusammenhang durch das Bildungsniveau beeinflusst wird. Je höher der Bildungsstand, desto weniger deutlich nimmt das Ärgererleben im Alter ab. Lengfeld und Hirschle (2009) haben untersucht, wie sich das Empfinden Angst (operationalisiert als Sorge um den Verlust des Arbeitsplatzes) entlang von sozialen Klassen beschreiben lässt. Ihre Analysen zeigen, dass sich Angehörige der Unterschicht mit Abstand die meisten Sorgen um den Arbeitsplatz machen, gefolgt von Angehörigen der unteren Mittelschicht. Weniger Sorgen machen sich insgesamt Angehörige der mittleren Mittelschicht sowie der Oberschichten. Im Zeitverlauf zwischen 1984 und 2007 haben Lengfeld und Hirschle (2009) beobachtet, dass die Sorgen aller Schichten insgesamt kontinuierlich ansteigen. Bemerkenswert ist, dass die Sorgen der Mittelschichten, insbesondere der mittleren Mittelschicht, in diesem Zeitraum überproportional stark ansteigen und sich fast dem Niveau der Unterschichten annähern.

Eine Reihe eigener empirischer Untersuchungen hat sich ebenfalls den Zusammenhängen von Sozialstruktur und Emotionen gewidmet. Dazu zählt unter anderem eine Studie, die den Einfluss sozialer Ungleichheit auf das Emotionserleben, insbesondere von Angst und Ärger, in den Blick genommen hat (Rackow et al. 2012). Hinsichtlich des Erlebens von Ärger zeigen die Analysen, dass insbesondere das Bildungsniveau eine maßgebliche Determinante des Ärgererlebens ist. Menschen mit mittlerer und hoher Bildung erleben deutlich häufiger Ärger als andere Bildungsgruppen. Der berufliche Status ist insofern eine Determinante des Ärgererlebens, als sowohl Selbstständige als auch Angehörige der oberen Dienstklassen ein signifikant höheres Ärgererleben berichten. Eine fehlende Einbindung in das Erwerbsleben wirkt sich sehr unterschiedlich auf das Empfinden von Ärger aus: Während die freiwillige Nichterwerbstätigkeit (etwa bei Rentnern) ein vergleichsweise seltenes Ärgererleben mit sich bringt, geht Arbeitslosigkeit als unfreiwilliger Ausschluss aus dem

Erwerbsleben mit einem deutlich häufigeren Empfinden dieser Emotion einher. Hierbei kann jedoch das verfügbare Einkommen kompensatorisch wirken. Insgesamt konnte mit Blick auf das Einkommen festgestellt werden, dass mit steigendem Einkommen die Wahrscheinlichkeit des Ärgererlebens sinkt.

Hinsichtlich des Angstempfindens kommt die Analyse zu dem Schluss, dass Menschen mit hohem Bildungsniveau seltener Angst empfinden als solche mit mittlerem oder niedrigem Bildungsniveau. Dieser Zusammenhang wird jedoch bei Betrachtung des beruflichen Status schwächer und ist zudem in weiten Teilen auf Einkommenseffekte zurückzuführen. Der Einfluss des beruflichen Status auf das Angsterleben macht sich vor allem bei Arbeitslosigkeit bemerkbar: Arbeitslose empfinden deutlich häufiger Angst als alle übrigen Berufsklassen. Stärker noch als beim Erleben von Ärger führt hier Arbeitslosigkeit zu einem insgesamt deutlich erhöhten Angstempfinden. Dementsprechend sinkt mit steigendem Einkommen auch generell die Wahrscheinlichkeit, Angst zu erleben. Wie beim Empfinden von Ärger ist auch hier bemerkenswert, dass der Einfluss des beruflichen Status auf das Angsterleben nicht in erster Linie eine Frage der Ausstattung mit materiellen Ressourcen ist, sondern vor allem auf der Position in der sozialen Hierarchie beruht, die mit einem Beruf einhergeht.

Eine zweite Studie hat sich spezifischer mit den emotionalen Konsequenzen von Arbeitslosigkeit befasst und hier vor allem die zeitlichen Verläufe des Emotionserlebens vor, während und nach der Arbeitslosigkeit untersucht (von Scheve et al. 2013). Die Ergebnisse bestätigen insgesamt Befunde, dass Arbeitslosigkeit zunächst zu einem deutlichen Rückgang der Lebenszufriedenheit führt, die Betroffenen aber nach etwa zwei Jahren trotz bestehender Arbeitslosigkeit wieder auf ihr Ausgangsniveau an Zufriedenheit zurückkehren. Auch zeigt die Untersuchung, dass der Eintritt in Arbeitslosigkeit mit einem zunehmenden Empfinden von Angst und Traurigkeit sowie einem reduzierten Erleben von Freude einhergeht. Das erhöhte Empfinden von Traurigkeit bleibt dabei über den Zeitraum der Arbeitslosigkeit bestehen, wohingegen Angst und Freude sich vergleichsweise rasch wieder an das Niveau zu Zeiten der Erwerbstätigkeit anpassen. Das Ärgerempfinden steigt lediglich während der ersten Monate der Arbeitslosigkeit sowie nach mehreren Jahren ohne Erwerbsarbeit an.

In einer dritten Studie schließlich zeigen sich Zusammenhänge zwischen der sozialen Lage und Gefühlen, die auf Unterschieden in der affektiven Bedeutung der semantischen Felder *Autorität* und *Gemeinschaft* basieren (Ambrasat et al. 2014). Obgleich diese Untersuchung sich nicht auf das Erleben diskreter Emotionen, wie zum Beispiel Angst oder Ärger stützt, sondern stattdessen die basale affektive Wahrnehmung sozialer Konzepte

(gemessen anhand des semantischen Differenzials) in den Mittelpunkt stellt, lassen sich systematische Unterschiede in der affektiven Bedeutung dieser Konzepte zwischen Akteuren aus unterschiedlichen sozio-ökonomischen Lagen feststellen. Zwar sind diese Unterschiede im Vergleich zu dem ebenfalls in der Studie dokumentierten gesamtgesellschaftlichen Konsens in den affektiven Bedeutungen von Autorität und Gemeinschaft vergleichsweise gering, sie deuten jedoch trotzdem einen nicht zu vernachlässigenden Einfluss der sozialen Lage auf das subjektive Erleben an.

Insgesamt zeigen emotionssoziologische Studien sozialstruktureller Tradition klare Verbindungen zwischen der sozialen Lage und dem Erleben von Gefühlen auf. Obgleich sich Hinweise darauf finden, dass niedrigere Statuspositionen, geringe Einkommen und soziale Exklusion zu einem vergleichsweise häufigeren Empfinden von negativen Emotionen wie etwa Angst und Ärger sowie zu einem erhöhten Stressempfinden führen, lassen diese Befunde kaum verlässliche Rückschlüsse auf langfristige Entwicklungen zu. Erste Hinweise auf solche Entwicklungen existieren jedoch, wie etwa die Studie von Lengfeld und Hirschle (2009) zeigt. Um eine direkte und eindeutige Verbindung zwischen den von Anomietheorien postulierten Wandlungsprozessen und dem Gefühlserleben herstellen zu können, bedarf es folglich weiterer Forschung.

Gegenwartsdiagnosen II: Die kulturelle Codierung von Gefühlen

Emotionssoziologische Gegenwartsdiagnosen sind sich darin einig, dass in modernen kapitalistischen Gesellschaftsordnungen eine zunehmende Ökonomisierung der Gefühle zu beobachten ist, und dass damit deutlich gestiegene Anforderungen an das Vermögen und die Kompetenz, eigene Gefühle zu regulieren, verbunden sind (Hochschild 1983; Neckel 2005). Die aktuellen Debatten um die kulturelle Bedeutung von Emotionen lassen sich auf Hochschilds (1983) Studie zur Emotionalisierung ökonomischer Beziehungen im Sinne einer zunehmenden Emotionsarbeit, vor allem im Dienstleistungssektor, zurückführen, aus der schließlich die These der „Ökonomisierung von Emotionen“ entstand. An diese Argumentation schließt die These Illouz' (2006) an, die eine umgekehrte Wirkungsbeziehung, nämlich die Übertragung ökonomischer Prinzipien auf das private Gefühlsleben, insbesondere in den bürgerlichen Mittelschichten, attestiert. Illouz zufolge werde das Gefühlsleben zunehmend von Effizienzkriterien bestimmt, wie sie sich bislang nur im Kontext wirtschaftlicher Beziehungen fanden. Daraus entwickelt sie die These des „emotionalen Kapitalismus“ (ebd.). Neckel (2005) geht in seiner Analyse noch einen Schritt weiter und argumentiert, dass gerade das Konzept der „emotionalen Intelligenz“ in seiner popularisierten

und in unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern rezipierten Variante, Ausdruck dieses „emotionalen Kapitalismus“ sei. Letztendlich, so Neckel, führe dieses Konzept im Zusammenhang mit entsprechenden Kulturprogrammen des Emotionsmanagements jedoch zur – paradoxen – Situation „affektiver Neutralität“ im Sinne Parsons, da Emotionen als Garanten von Authentizität einem zweckrationalen Kalkül unterworfen und intentional angestrebt, ausgelebt, strategisch eingesetzt und zur Effizienzsteigerung instrumentalisiert würden (Neckel 2005). Dies mache nicht zuletzt die Forderung nach Empathiefähigkeit sichtbar, die als Grundvoraussetzung dafür angesehen werde, Gefühle Anderer möglichst gut decodieren und sie gegebenenfalls zum eigenen oder wechselseitigen Vorteil nutzen zu können. Angesichts dieser Diagnosen spricht vieles dafür, die Ökonomisierung der Gefühle als Epitom von Rationalisierungs- und Individualisierungsprozessen im Sinne Max Webers sowie als Begleiterscheinung des vielfach diagnostizierten Verlusts sozialer Bindungen zu betrachten.

Diese Diagnosen der zunehmenden ‚Regulationsbedürftigkeit‘ von Emotionen unter überwiegend ökonomischen Logiken (aber keineswegs auf ökonomische Kontexte begrenzt) findet dabei keinesfalls in einem Raum emotionaler ‚Wertfreiheit‘ statt. Ganz im Gegenteil lässt sich gegenwärtig eine Emotionskultur diagnostizieren, in der nicht nur ‚positive‘ Emotionen sondern auch ‚positives‘ Denken im Vordergrund stehen und zu Zielen des individuellen Handelns stilisiert werden. Diese Kultur ist von Ehrenreich (2010) umfassend beschrieben worden. Demnach werden Glück, Freude, Zufriedenheit und ein insgesamt ‚positives‘ Erleben zu Imperativen des Daseins erhoben. Unzählige Ratgeber und populärwissenschaftliche Sachbücher suggerieren erstens, und ganz im Sinne der oben skizzierten emotionssociologischen Arbeiten, dass Gefühle intentional regulierbar und formbar seien – durch die Arbeit an den Gefühlen selbst oder Änderung der individuellen Lebensumstände die in einer Veränderung des Gefühlsempfindens resultieren. Zweitens findet sich die klare Vorgabe für das Management der eigenen Emotionen in Richtung der Erzeugung positiver Gefühle, die gewissermaßen als untrügliche Indikatoren für Erfolg und Lebenszufriedenheit dargestellt werden. Bemerkenswert ist dabei insgesamt eine Individualisierung und Subjektivierung des Gefühlshaushalts, sodass nicht etwa objektive und kaum änderbare Lebensumstände und gesellschaftliche Verhältnisse als ursächlich für Emotionen angesehen werden, sondern stets das eigene Vermögen bzw. Unvermögen im Vordergrund steht.

Analog zum kulturellen Ziel positiver Emotionalität trägt auch die Pathologisierung negativer Stimmungen und Gefühle zur gegenwärtigen kulturellen Bedeutung von Emotionen

bei. Zudem weisen erste Studien darauf hin, dass ein kontinuierliches Streben nach positiven Emotionen tatsächlich zu der zunächst paradox erscheinende Konsequenz führen kann, negative Emotionen zu verstärken (Mauss et al. 2011), und dass die sozialen Erwartungen zu positiver Emotionalität zu bestimmten „Metaemotionen“ gegenüber negativen Gefühlen führen, etwa wenn man sich schlecht fühlt, weil man Trauer empfindet und damit nicht der Norm positiver Emotionalität entspricht (Brock et al. 2012).

Schlussfolgerung

Unser Anliegen in diesem Beitrag war es, Zusammenhänge zwischen den sozialen Lebensbedingungen und dem subjektiven Erleben, insbesondere dem Empfinden von Gefühlen aufzuzeigen. Ausgangspunkt unserer Überlegungen waren die soziologischen Anomietheorien Emile Durkheims und Robert K. Mertons. Beiden Theorien zufolge lässt sich Anomie zunächst als ein Zustand der Regellosigkeit verstehen, der durch eine fehlende gesellschaftliche Vermittlung von Zielen und Normen zustande kommt (etwa verursacht durch rapiden sozialen Wandel) oder aber durch eine Diskrepanz zwischen kulturellen Zielen und den zur Erreichung dieser Ziele legitimen Mitteln. Auch haben wir gezeigt, dass sowohl Durkheim als auch Merton ein mehr oder weniger spezifisches subjektives Erleben als Konsequenz von anomischen Zuständen annehmen, das vergleichbar ist mit negativen Gefühlen wie Angst (insbesondere Kontingenzangst) und Unsicherheit. Die Vorstellung einer auf gegenwärtige Gesellschaften bezogenen Anomievorstellung der Forschungsgruppe um Wilhelm Heitmeyer (Bohle et al. 2004) hat nahegelegt, dass unterschiedliche Modernisierungsprozesse besonders dazu geeignet sind, in Gegenwartsgesellschaften anomische Zustände hervorzubringen.

Anschließend haben wir im Rückgriff auf die Soziologie der Emotionen theoretische Perspektiven aufgezeigt, die Zusammenhänge zwischen den gesellschaftlichen Lebensbedingungen und dem Gefühlsempfinden einerseits anhand sozialstruktureller und andererseits anhand kultureller Prinzipien darlegen. Beide Perspektiven haben wir sodann mit entsprechenden empirischen Studien bzw. Gegenwartsdiagnosen untermauert.

Aus den diskutierten Anomie- und Emotionstheorien lässt sich in Kombination mit den dargestellten empirischen Befunden eine spezifische Sichtweise auf die Sozialität von Emotionen in gegenwärtigen Gesellschaften entfalten. Zum einen lassen sich sowohl anhand von Modernisierungsprozessen und deren individuellen Konsequenzen als auch mit Blick auf empirische Befunde der sozialstrukturellen Emotionsforschung feststellen, dass zumindest bestimmte gesellschaftliche Gruppen besonders von Unsicherheiten und Kontingenzängsten

betroffen sind. Ob und inwiefern diese Unsicherheiten tatsächlich die Konsequenz von Modernisierungsprozessen sind und im Zeitverlauf zugenommen haben, lässt sich anhand der existierenden Studien aber kaum sagen. Zum anderen weisen Gegenwartsdiagnosen auf eine ausgeprägte Kultur der positiven Emotionen und des individuellen Emotionsmanagements hin, die unter den Vorzeichen einer Ökonomisierung der Gefühle insgesamt verstanden werden kann. Hier offenbart sich das kulturelle Ziel positiver Emotionalität, das jedoch oftmals in starkem Widerspruch zur sozialstrukturellen Prägung von Emotionen steht. Insofern haben wir es in der Gesellschaft der Gegenwart möglicherweise mit einer klassischen Anomiekonstellation zu tun, die sich insbesondere in ihrer Diskrepanz zwischen kulturellen Emotionszielen und den Mitteln der Akteure zeigt, diesen Empfindungs-Zielen gerecht zu werden.

Literatur

- Ambrasat, Jens et al. (2014): »Consensus and stratification in affective meaning of human sociality«, in: Proceedings of the National Academy of Sciences of the USA, 111(22), S. 8001-8006.
- Barbalet, Jack M. (1998): Emotion, social theory, and social structure, Cambridge: Cambridge University Press.
- Bauman, Zygmunt (2000): Liquid modernity, Cambridge: Polity.
- Böhme, Hartmut (1988): Natur und Subjekt, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bohle, Hans H. et al. (2004): »Anomie in der modernen Gesellschaft: Bestandsaufnahme und Kritik eines klassischen Ansatzes soziologischer Analyse«, in: Heitmeyer, Wilhelm (Hg.): Was treibt die Gesellschaft auseinander?, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 29-65.
- Brock, Bastian et al. (2012): »Feeling bad about being sad: The role of social expectancies in amplifying negative mood«, in: Emotion 12, S. 69-80.
- Collett, Jessica L./Lizardo, Omar (2010): »Occupational Status and the Experience of Anger«, in: Social Forces 88, S. 2079-2104.
- Durkheim, Emile (1977): Über die Teilung der sozialen Arbeit, Frankfurt a.M.: Suhrkamp (Orig. 1893).
- Durkheim, Emile (1987): Der Selbstmord, Frankfurt a.M.: Suhrkamp (Orig. 1897).
- Ehrenreich, Barbara (2010): Smile or Die, New York: Granta.
- Gross, James J./Barrett, Lisa F. (2011): »Emotion Generation and Emotion Regulation: One or Two Depends on Your Point of View«, in: Emotion Review 3, S. 8-16.

- Hegtvedt, Karen A./Markovsky, Barry (1995): »Justice and injustice«, in: Cook, Karen S./Fine, Gary A./House, James S. (Hg.): *Sociological perspectives on social psychology*. Boston: Allyn & Bacon, S. 257-280.
- Heitmeyer, Wilhelm (1997): »Auf dem Weg in eine desintegrierte Gesellschaft«, in: ders. (Hg.): *Was treibt die Gesellschaft auseinander?*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 9-26.
- Hochschild, Arlie R. (1983): *The managed heart*, Berkeley, CA: University of California Press.
- Houser, Jeffrey A./Lovaglia, Michael J. (2002): »Status, emotion, and the development of solidarity in stratified task groups«, in: *Advances in Group Processes* 19, S. 109-137.
- Illouz, Eva (2006): *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kemper, Theodore D. (2006): »Power and Status and the Power-Status Theory of Emotions«, in: Stets, Jan E./Turner, Jonathan H. (Hg.): *Handbook of the sociology of emotions*, New York: Springer, S. 87-113.
- Lange, Stefan (2007): »Der anomische Schatten der Moderne - Gesellschaftliche Desintegration im Fokus der Forschergruppe um Wilhelm Heitmeyer«, in: Schimank, Uwe/Volkman, Ute (Hg.): *Soziologische Gegenwartsdiagnosen I*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 109-123.
- Lengfeld, Holger/Hirschle, Jochen (2009): »Die Angst der Mittelschicht vor dem sozialen Abstieg. Eine Längsschnittanalyse 1984-2007«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 38, S. 379-398.
- Matthews, Karen A./Gallo, Linda C. (2011): »Psychological perspectives on pathways linking socioeconomic status and physical health«, in: *Annual Review of Psychology* 62, S. 501-530.
- Mauss, Iris B. et al. (2011): »Can seeking happiness make people unhappy? Paradoxical effects of valuing happiness«, in: *Emotion* 11, S. 807-815.
- Merton, Robert K. (1938): »Social Structure and Anomie«, in: *American Sociological Review* 3, S. 672-682.
- Merton, Robert K. (1963): *Social Theory and Social Structure*, New York: Free Press.
- Merton, Robert K. (1997): »On the Evolving Synthesis of Differential Association and Anomie Theory: A Perspective from the Sociology of Science«, in: *Criminology* 35, S. 517-525.
- Merton, Robert K. (1999): »Opportunity structure. The emergence, diffusion, and differentiation of a sociological concept, 1930s-1950s«, in: Adler, Freda A./Laufer,

- William S. (Hg.): *The legacy of anomie theory*, New Brunswick, NJ: Transaction Publishers, S. 3-78.
- Neckel, Sighard (2005): »Emotion by Design. Das Selbstmanagement der Gefühle als kulturelles Programm«, in: *Berliner Journal für Soziologie* 15, S. 419-430.
- Rackow, Katja/Schupp, Jürgen/Scheve, Christian von (2012): »Angst und Ärger. Zur Relevanz emotionaler Dimensionen sozialer Ungleichheit«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 41, S. 391-409.
- Reddy, William M. (2001): *The Navigation of Feeling*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Röttger-Rössler, Birgitt (2004): *Die kulturelle Modellierung des Gefühls*. Münster: LiT.
- Scheer, Monique (2012): »Are Emotions a Kind of Practice (and Is That What Makes Them Have a History)? A Bourdieuan Approach to Understanding Emotion«, in: *History and Theory* 51, S. 193-220.
- Scheff, Thomas J. (1988): »Shame and Conformity: The Deference-Emotion System«, in: *American Sociological Review* 53, S. 395-406.
- Scheve, Christian von/Esche, Frederike/Schupp, Jürgen (2013): »The Emotional Timeline of Unemployment: Anticipation, Reaction, and Adaptation«, in: *SOEPPapers* 593, Berlin: DIW.
- Scheve, Christian von (2014): »Gefühlte Ungleichheit. Einige Zusammenhänge zwischen Sozialstruktur und Emotionen«, in: Gebauer, Gunter/Edler, Markus (Hg.): *Sprachen der Emotion: Kultur, Kunst, Gesellschaft*, Frankfurt a.M. u.a.: Campus.
- Schieman, Scott (2003). »Socioeconomic status and the frequency of anger across the life course«, in: *Sociological Perspectives* 46, S. 207-222.
- Sieben, Barbara (2007): *Management und Emotionen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Simmel, Georg (1983): »Zur Psychologie der Scham«, in: ders.: *Soziologische Schriften. Eine Auswahl*, Frankfurt a.M. (Orig. 1901), S. 140-151.
- Tsai, Jeanne L. (2007): »Ideal Affect. Cultural Causes and Behavioral Consequences«, in: *Perspectives on Psychological Science* 2, S. 242-259.
- Turner, Jonathan H. (2010): *The Problem of Emotions in Societies*, New York: Routledge.
- Wharton, Amy S. (2009): »The Sociology of Emotional Labor«, in: *Annual Review of Sociology* 35, S. 147-165.